

Brief an Heinrich Federer

Autor(en): **Reitz, Walter**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **23 (1919)**

PDF erstellt am: **24.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-573726>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Sogleich aus den Astgezweigen
flocht ich eine Hütte.
Aber meiner Bitte
folgte nur ein vorwurfsvolles
Schweigen.

Hernach fällt ich einen Baum,
baute Bett und Wiege,
daß ihr dies genüge.
„Und ich wohne dann im Nebenraum“.

„Nicht für mich, noch für ein Kind“,
sprach sie, „kam ich her,
liebe dich vielmehr!
Weißt du nicht, wozu die Bäume
sind?“

Und ich zimmerte die Bretter
mir für einen Sarg,
traurig mich verbarg.
Deckelzu. Da weckt' mich das
Geschmetter,

traf mich schon im Morgenrot
nach der Geisteschau;
ich verstand die Frau
mit dem Sichelkorb voll Wein und Brot.

Nähre mit den Himmelsgaben
deinen Wesenskern,
wachs empor zum Herrn:
Durst und Hunger wirst du nie mehr
haben.

Brief an Heinrich Federer.

Lieber, verehrter Meister!

Soweit herum ich auch lauschen mag
— jeder, der Ihren Namen und Ihre
Werke kennt, freut sich, daß die Berner
Universität Sie zusammen mit dem herr-
lichen Farbenmeister Cuno Amiet zu
ihrem Ehrendoktor ernannt hat. Und
dies gerade am Gottfried Keller-Tage,
was doch gewiß eine ganz besondere Be-
deutung hat! Vielleicht wollte die Ehren-
spenderin damit ausdrücken, daß dem
Immer-Jungen, den das ganze Schweizer
Volk als seinen Geisteshelden feierte,
zwei neue Künstler sich zugesellt haben,
die aus ihren Werken immerfort Licht
und Freude strömen lassen, die mit ihren
Werken uns andern immerfort zurufen:
„Jungsein ist alles!“

Ich weiß, Sie werden es ebenso halten
wie Cuno Amiet es in seiner fröhlichen
Zeichnung schildert, die in diesem
„Schweiz“-Heft wiedergegeben ist: auch
Sie werden den Doktorhut „auf samtnem
Kissen“ aufbahren, eine schützende Glas-
glocke darüber stülpen, dann und wann
vielleicht gar lustig nach dem Glasglocken-
idyll hinzwinkern und sich im übrigen
nicht stören lassen. Das ist doch ein Wahr-
zeichen der Reichen, wie Sie einer sind,
daß sie bescheiden sind. Und ich wüßte
mir keinen, der so demütig und bescheiden
wäre wie gerade Sie! Das ist's doch eben,
was unser aller Herzen Ihnen zuströmen

läßt: daß Sie mit Ihrem Reichtum nicht
prohen, daß Sie diesen Reichtum nicht ein-
mal zu haben vorgeben, sondern einfach
reich sind. Mit dem Haben ist es ja noch
lange nicht getan; das Sein, das Tun, das
Leben ist das Wahre, ist das, was fort-
zeugend wirkt und fruchtet. In all Ihren
Büchern, in den „Bergen und Menschen“,
den „Lachweiler Geschichten“, der „Jung-
fer Therese“, dem herrlichen „Mätteli-
seppli“ und vor allem — für mich wenig-
stens vor allem! — in den unnachahm-
lichen Geschichten aus den Abruzzen, den
„Sisto e Sesto“, dem „Lezten Stünd-
lein des Papstes“, überhaupt in den köst-
lichen Umbrischen Reisegeheftlein —
in all Ihren Büchern streuen Sie diesen
Reichtum aus, diese Kraft des Jungseins
und des Jungmachens. Wie der heilige
Franz von Assisi, den Sie immer wieder
so wunderbar zu gestalten vermögen
(wohl weil Sie auch so ein Poet sind wie
er), predigen und leben Sie in Ihren Ge-
schichten die uns allen so nötige Weisheit,
daß „dem lieben Gott viel genehmer als
alle Strengheiten der Disziplin eine
freie, gottesfrohe Seele sei, und daß dieses
einigen Franz' Lächeln mehr wiege vor
dem Himmel als zwölf Abteien voll
schattiger Heiligengesichter“.

Ja, diese kostbare Legende von „San
Benedettos Dornen und San Frances-
cos Rosen“, die Sie vor zwei Jahren in

Ihrem entzückenden umbrischen Reisebüchlein mit dem Titel „Gib mir meine Wildnis wieder!“ Ihren Freunden erzählten, und die diesen weisen Satz birgt! Ich habe wieder und wieder herzhaft genossen, mit welcher feiner Laune Sie dort schildern, wie der heilige Bettelmann Franz mit etlichen Gespanen in die fürnehme, strenge, berühmte, aber ach, so lichtlose, seelenverhärtende Bergabtei des heiligen Benediktus kommt, wo die reichen Mönche lächelnd auf die Bettler herabsehen und schließlich mit ihnen in einen heftigen Disput geraten darüber, wer wohl größer sei, der weiland Vater Benedikt oder dieser muntere Armutsohn Franz. Die strengen Brüder und Nachfolger des Benedetto verfechten eigenfönnig und starrherzig den Satz, daß sie auf nichts Hoffnung gäben, was nicht durch Marter und Seufzer erworben sei und führen die Franzensbrüder zu den finstern Dornbüschen, die der Erzvater einst von den Felsen heruntergeholt und im Stiftsgarten gepflanzt hatte als ein Wappen der Gerechten. Und der stachelige Pater Senior gemahnt: „Wem sein Heil lieb ist, der nehme ein spitzes Zweiglein mit heim, damit er in der Zucht des Herrn verharre. Fanget Ihr an, ehrwürdiger Bruder Franz!“

Und nun beschreiben Sie, verehrter Dichter und Herr Doktor, so üppig, welches Wunder da geschah: „Der Mann von Assisi trat gerne hinzu und brach lächelnd ein Nestchen vom Gesträuch. Aber, o da, o da, seht! Wie Blut sprang es plötzlich aus dem Holz, und statt der Stacheln trug die Gerte eine Anzahl kleiner roter Rosen.

Ein Schrei des Staunens ging durch den Garten. Ueber alle Beete ergoß sich das rosige Wunder. Strauch um Strauch lohete auf in einer solchen Feuersbrunst von Röschen. Was vorher wie eine schreckhafte Wildnis aussah, war jetzt nichts anderes als wie ein Meer von duftigen Rosenköpflein anzublicken, wahrhaft, wie ein einziges großmächtiges Lachen...“ Und sogar der Dornstengel, den jeder Pater auf Tischchen und Büttchen in seiner Zelle hatte, war in einen langen blühenden Rosenzweig verwandelt und duftete die dunkeln Zellen voll...

Warum ich hier Ihnen Ihre eigene Erzählung wiederhole? Halt weil ich so viel besser ausdrücken kann, was mich dünkt: nämlich daß auch Sie etwas von dieser Wunderkraft haben, aus dürrem Dornenholz blühend rote Rosenbüsche zu zaubern. Sie sprudelt ja durch all Ihre Geschichten, und sie könnte nicht aus Ihren Büchern leuchten, wenn sie nicht erst in Ihnen selber lebte. Die freie, gottesfrohe Seele, die so viel feinen, lautereren Humor und so viel beglückendes Lächeln austellt, — sie ist Ihr Reichtum, ist Ihre Dichterkraft und -macht. Und dieser volle, blühende Rosenbusch in Ihnen, der kann von keinem noch so wölbigem Doktorhut überschachtet und erötötet werden; den kann der Doktorhut nur ehrerbietig grüßen.

Darüber vor allem freue ich mich. Und mein heutiger Gruß gilt trotz dem neuen Doktorhut nicht diesem, sondern dem lebendigen Rosenbusch.

Ihr Ihnen allzeit herzlich ergebener
Walter Reiz.

Wir wollen uns immer die Hände halten

Wir wollen uns immer die Hände halten,
Damit unsre Seelen nicht in den kalten
Notvollen Nächten einsam erfrieren.

Wir wollen uns immer tiefer finden,
Damit wir uns nicht wie die armen Blinden
Im schwarzen Walde traurig verirren.

Wir wollen uns immer die Hände halten,
Damit wir uns nicht zu tief in die Falten
Des unendlichen Lebens verlieren.